

## **Meine Damen und Herren, liebe Jury, liebe Freundinnen und Freunde, liebe Barbara Boettger!**

Nach so vielen lobenden Worten weiß ich eigentlich gar nicht mehr, was ich noch sagen soll, außer dass ich mich von ganzem Herzen für diese Ehre und die große Anerkennung bedanke, für den schönen, festlichen Rahmen, in dem diese Preisverleihung stattfindet und besonders für die engagierte, sachkundige Laudatio von Dr. Barbara Boettger. Ich möchte sie meinerseits kurz vorstellen und erzählen. Sie ist Soziologin, Indologin und Publizistin, Filmemacherin, Buch- und Radio-Autorin. Besonders bekannt geworden ist sie durch ihre Arbeiten über die Juristin und Politikerin Elisabeth Selbert, die es nach vielen harten Kämpfen durchgesetzt hat, dass der Artikel 3, „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“, ins Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland aufgenommen wurde. Barbara Boettger hat über die Frau ihre Dissertation, „Das Recht auf Gleichheit und Differenz“ (Münster 1990) geschrieben. Von daher schien es mir naheliegend und angemessen, sie zu fragen, ob sie bereit sei, die Laudatio für den heutigen Tag zu übernehmen. Wir haben in den siebziger Jahren in einer WG pakistanischer Studenten in Bonn kennengelernt und dabei unsere gemeinsame Liebe für Gerichte mit Kardamon, Chili und Koriander entdeckt. Ein knappes halbes Jahrhundert sind wir uns im Atelier der Malerin Gerda Laufenberg in Köln-Rodenkirchen wiederbegegnet.

Ich bin in den letzten Tagen und Wochen mehrmals gefragt worden, warum dieser Preis mir so wichtig ist und was mich mit Darmstadt und Luise Büchner verbindet. Ich will versuchen, darauf zu antworten.

Zunächst ist es mir eine Ehre und Freude, die Nummer elf einer Reihe von Preisträgerinnen zu sein, die ich alle sehr schätze und zum Teil sogar persönlich kenne, nämlich Bascha Mika, Lisa Ortgies, Luise F. Pusch, Barbara Beuys und Florence Hervé. Florence Hervé, damals noch „Flo“ genannt, bin ich zuletzt 1975 in Bonn als Studentin begegnet, woran sie sich wahrscheinlich nicht mehr erinnern kann. Während der Recherchen zu meinem Biographie über die Fluchthelferin Lisa Fittko habe ich ihre Bücher über Clara Zetkin konsultiert und sah sofort die junge, rotblonde Französin von damals wieder vor mir.

Schon während meiner Schulzeit auf dem Städtischen Mädchengymnasium von Mönchengladbach haben wir im Deutschunterricht viel von *Georg* Büchner gelesen, den „Woyzek“, „Dantons Tod“, „Leonce und Lena“ und „Lenz“. Am liebsten mochte ich die ersten Sätze der Erzählung „Lenz“, die ich sogar auswendig lernte:

„Den 20. ging Lenz durchs Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Täler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen. Es war nasskalt, das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Äste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber Alles so dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump. Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, dass er nicht auf dem Kopf gehen konnte.“

Was für ein unglaublich trauriger, einsamer und poetischer Mensch, dachte ich damals. In meiner nicht sehr glücklichen Kindheit waren Jakob Michael Reinhold Lenz oder Georg Büchner fast etwas wie ein männliches alter ego für mich.

Von Luise Büchner wusste ich da natürlich noch nichts. Das war typisch. Es galt das eherne Gesetz der „werkimmanenten Interpretation“, d.h., man – das sage ich hier ganz bewusst – sah nur den meist männlichen Autor und sein Schaffen. Sein soziales Umfeld wurde genauso ausgeblendet wie seine Familie, also in diesem Fall seine Schwester Luise, Darmstadt und die politischen Ideale, für die sie kämpften: Freiheit, soziale Gerechtigkeit, Bildung und Wohlstand für alle.

Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich mich mit Luise Büchner erstmals genauer befasst habe, als ich, vor einigen Jahren, zum ersten Mal hier in Darmstadt gelesen habe, auf Einladung der Luise-Büchner-Gesellschaft, der ich nicht dankbar genug dafür sein kann. Ich war tief beeindruckt davon, wie diese Frau es in ihrem relativ kurzen Leben geschafft hat, Feministin und Schriftstellerin zugleich zu sein, Dichterin, Romanautorin und politische Kämpferin, Pionierin der Frauen- und Mädchenbildung, besonders im Bereich der Krankenpflege. Allerdings durfte ihr Hauptwerk, „Die Frau und ihr Beruf“, zunächst nur anonym erscheinen, vielleicht, weil sie mit zu vielen Tabus gleichzeitig brach und sogar etwas so Ungeheuerliches wie das allgemeine Wahlrecht für Frauen forderte. Hier einige meiner Lieblingssätze:

„Die Frau ist das Herz der Welt und dieses Herz ist dazu berufen, sich gegen alles Ungerechte und Gemeine aufzulehnen. Wo der Mann feige verstummt, da öffne euch die Entrüstung den Mund, wo er furchtsam die Blicke niederschlägt, da schleudert ihr Blitze des Zornes! Ehe die Schmach unseres Jahrhunderts, die Sklaverei zum Falle kam, waren es vornehmlich die Frauen Amerikas, würdige, ergraute Matronen, welche dieselbe bekämpften und unterwühlten. In ganz

ähnlicher Weise stehen heute in allen zivilisierten Ländern Europas Frauen an der Spitze von Bemühungen, die Geißel des Krieges aus dem Leben der Völker verschwinden zu machen. Feder und Wort sind auch gegeben, so gut wie dem Manne! Schreibet, redet, erziehet im Dienste der Menschheit! Die Stunde ist da und der Weg geöffnet, der die Frau zu ihrer höchsten Entwicklung führen soll! Hinan!“

Natürlich bin ich in den Interviews, die dieser Preisverleihung vorausgingen, immer wieder gefragt worden, wie ich auf die Idee, Biographien über starke, begabte, meist jüdische Frauen, zu schreiben, gekommen sei, was ich über das „Gendern“ denke und warum ich mich von meinem früheren Arbeitsgebiet, der Stellung und Bedeutung der Frau im Musikleben, nicht gerade abgewandt, aber doch entfernt hätte.

Ich sollte, wie Sie wissen, eigentlich Pianistin werden, habe dann aber Musikwissenschaft studiert, in Bonn, nicht gerade am Nabel der Welt also. Dort fiel mir in den zahlreichen Vorlesungen und Seminaren zum ersten Mal auf, dass von Komponistinnen nie die Rede war, dass es sich bei der einzigen Frau, die jemals erwähnt wurde, um die heilige Cäcilie, Schutzpatronin der Kirchenmusik, handelte, von der bis heute nicht belegt ist, ob sie überhaupt jemals existiert hat. Falls doch, dann soll sie, obwohl verheiratet, bewusst jungfräulich geblieben sein, weil sie ein Keuschheitsgelübde abgelegt hatte. Zu ihrer Hochzeit soll sie gesungen haben: „Mögen mein Herz und mein Leib unbefleckt sein, damit ich nicht verderbe!“

Das Seltsame ist, dass wir Studentinnen das gar nicht befremdlich fanden. *Komposition*, die eigentliche Königsdisziplin der Musik, war eben männlich. *Komposition* war eben Musik von Mozart, Beethoven, Wagner und Bach. Das war so sicher wie die Tatsache, dass die Erde rund ist. Das Thema wurde gar nicht erst diskutiert, obwohl wir natürlich alle Simone de Beauvoir und Virginia Woolf gelesen hatten, gegen den Abtreibungsparagrafen und *für* die Frauenbewegung waren, die damals gerade so richtig losging. Es war also eine seltsame Schizophrenie. Als ob ein Teil unseres Verstandes ausgeblendet gewesen sei. Dieser Teil betraf ausgerechnet das Fach, das wir studierten: Die Musik.

So richtig „gefallen“ war der Groschen also bei mir noch nicht. Es mangelte noch an der nötigen Einsicht und Empörung. Die kam erst sechs Jahre später,

als ich Redakteurin in einer großen deutschen Rundfunkanstalt wurde, in der bis dahin ehernen Männer-Bastion „Symphonie und Oper“. Dort war noch *nie* eine Frau Redakteurin gewesen. Dort hatten Frauen bislang nur geputzt, getippt und Kaffee gekocht. Zum traditionellen Aufgabenbereich meines Vorgängers hatte es gehört, die Orchester unseres Bundeslandes zu betreuen und eventuelle Rundfunkproduktionen mit ihnen auszuhandeln. Dieser Passus wurde in meinem Vertrag ersatzlos gestrichen. Die nachgeschobene mündliche lautete:

*„Wir können es einem männlichen Dirigenten oder Orchestervorstand nicht zumuten, mit einer Frau über Konzertprogramme zu verhandeln.“*

Da ich also für männliche Dirigenten nicht zumutbar war, bestand meine Hauptaufgabe darin, aus Tausenden zerfledderter Karteikarten das tägliche Symphonie- und Opernprogramm zusammenzustellen. Von Computern und Digitalisierung wussten wir damals noch nichts. Eines Tages machte ich mich heimlich daran nachzuzählen, wie viele Komponistinnen auf diesen Karten verzeichnet waren - und fand gerade mal drei: Clara Schumann, Germaine Tailleferre und Cécile Chaminade. Ich fragte einen Kollegen, der schon lange beim Radio arbeitete, was er denn von den Werken dieser Frauen halte und warum sie so selten zu hören seien?

Die Antwort war:

*„Weil sie so schlecht sind, dass man sie nur im Hausfrauenprogramm senden kann.“*

Sie können sich denken, dass mich das unglaublich wütend machte. Aber diese Wut war der Motor für meine spätere Arbeit, sodass ich dem Kollegen, ich weiß nicht, ob er noch lebt, unendlich dankbar bin und ihm am liebsten ein Denkmal dafür setzen möchte.

Nachdem ich schon einigermaßen bekannt und berüchtigt geworden war durch meine Clara-Schumann-Biographie, meine Arbeiten über Fanny Hensel, geb. Mendelssohn und mein Buch über „Komponistinnen aus 500 Jahren“, rief es allgemeine Verwunderung hervor, dass ich plötzlich auch über Tussy Marx, die Frauen der Familie Freud, Luise Straus-Ernst oder Dora Sophie Kellner zu arbeiten begann. Das widersprach doch dem alten Prinzip „Never change a winning label“ oder „Schusterin, bleib bei deinen Leisten?“ Nun, ich fing

irgendwann an zu erkennen, dass das Leben nicht *nur* aus Musik besteht, dass nicht nur Musikerinnen großes Unrecht widerfahren ist, sondern auch Malerinnen, Autorinnen, Politikerinnen, Widerstandskämpferinnen, Pionierinnen der Medizin, des Rundfunks, der Fotografie, des Films und der sozialen Arbeit, der Wissenschaft, Psychologie und der Pädagogik. Es ging und geht mir darum, dass gerade wir deutschen Autorinnen (und Autoren?) die Pflicht haben, uns um die Wiederentdeckung von Frauen zu kümmern, die doppelt und dreifach benachteiligt waren, weil sie jüdisch, weiblich und widerständig waren, weil sie aus ihren Berufen hinauskatapultiert wurden, weil ihre Werke als sog. „entartete“ Kunst diskriminiert oder auf die Scheiterhaufen der Bücherverbrennung geworfen wurden. Viele dieser Frauen wurden selbst Opfer des Holocaust, Luise Straus-Ernst zum Beispiel, eine hochbegabte Autorin und Journalistin, lange Zeit nur als erste Frau des Malers Max Ernst bekannt.

Ich bin sehr froh, diese Entscheidung getroffen zu haben, weil mein Blick dadurch weiter und facettenreicher geworden ist, was nicht heißt, dass ich die Musik nicht mehr liebte. Aber auf meinem oft mühseligen Weg durch Archive und Bibliotheken in aller Welt habe ich Leben und Werk so vieler großartiger Frauen kennengelernt, dass ich diesen Schatz nicht mehr missen möchte, so wenig wie die Schriften von Luise und Georg Büchner.

Neuerdings werde ich auch manchmal gefragt, ob meine Entscheidung durch den Krieg auf dem Gaza-Streifen besondere Aktualität gewonnen hätte? Durch den zunehmenden Antisemitismus auch in unserem Land? Durch Angriffe auf Synagogen und jüdische Menschen in unseren Straßen? Ja, hat sie, mag sein. Aber das war eher Zufall. Denn Antisemitismus hat es leider schon lange vor dem 4. Oktober 2023 gegeben, genau wie physische und psychische Gewalt gegen Frauen. Übrigens: Es ist ein Missverständnis oder zumindest eine Verkürzung, wenn – meistens männliche – Rezensenten schreiben, ich hätte mich darauf spezialisiert, jüdische Frauen aus dem „Schatten ihrer Brüder, Väter oder Männer“ herauszuholen und mir damit eine Art Masche zugelegt, mit der sich gut leben ließe. Das ist falsch. Friedelind Wagner z.B. war keine Jüdin. Clara Schumann auch nicht. Clara Schumann stand auch nicht im Schatten ihres Mannes Robert, jedenfalls nicht immer, im Gegenteil, sie war zu Lebzeiten sogar berühmter als er, was ihn manchmal sehr gedemütigt und bedrückt hat. Sie stand als virtuose Pianistin im Rampenlicht. Er stand

melancholisch und still in der Ecke. *Man* denke zum Beispiel an die Episode, als sie am holländischen Hof aufgetreten ist und der König ihn fragte: „Sind Sie auch musikalisch?“

Oft wird aus meiner vermeintlichen „Masche“ der Schluss gezogen, ich wollte ja nur meinen Hass auf die Männerwelt ausleben, was ebenfalls falsch ist. Ich bin sehr glücklich verheiratet, mit Klaus Kammerichs, einem bekannten Bildhauer und Fotografen, der mich nie in den „Schatten“ stellen wollte, was er leicht gekonnt hätte, denn er ist zwanzig Zentimeter größer ist als ich. Stattdessen hat er meine Arbeit in jeder Hinsicht unterstützt, ob durch Geduld, Mitdenken oder praktische Hilfe, Empathie und teilnehmendes Interesse. Das ist auch künstlerisch sichtbar geworden, vor allem durch sein skulpturales Doppelporträt von Clara und Robert Schumann, das heute im Foyer des Schumann-Hauses in Zwickau steht.

Ein letztes Wort noch zum „Gendern“, weil ich immer wieder danach gefragt werde. Ich bin gegen jede Art von Sexismus, auch in der Sprache, sowie ich gegen Rassismus und Altersdiskriminierung in der Sprache bin. Ich bin aber auch gegen eine selbsternannte Sprachpolizei, die mit Argusaugen darüber wacht, dass wir nur ja immer das Gender-Sternchen oder die Binnen-Manuskel benutzen, auch da, wo es lächerlich oder gar unmöglich wird. In meinem Arbeitsgebiet stößt das „Gendern“ manchmal an Grenzen. Wie zum Beispiel soll ich Begriffe wie „Opfer“, „Flüchtlinge“ oder „Verfolgte“ gendern? Soll ich künftig nicht mehr von der historischen Verantwortung der „Deutschen“, sondern der „DeutschInnen“ sprechen? Von „OrganisatorInnen“ der Judenvernichtung? Von „Gestapo-Spitzeln und Spitzelinnen?“ Leider kann ich Luise und Georg Büchner nicht mehr fragen, wie sie damit umgehen würden. Es hätte mich wirklich sehr interessiert.

Damit bin ich am Schluss meiner hoffentlich nicht zu langatmigen Dankesrede angekommen. Ich danke der Luise-Büchner Gesellschaft, dass sie mir diesen wunderbaren Preis verliehen hat, ich danke der Stadt Darmstadt, dem Lions-Club und dem Darmstädter Echo für ihr Bemühen, das Andenken Luise Büchners lebendig zu halten und ich danke besonders meiner Familie für Ihre Unterstützung und Ihre Geduld, die sie mir durch E-Mails, Briefe, Telefonate, selbst gebackene Plätzchen, Blumen und Bilder immer wieder bewiesen hat. Auch heute ist sie von weit her angereist, um diesen schönen Tag mit mir zu

feiern, ob aus dem Schwarzwald, dem Saarland, der Voreifel oder aus Mainz. Besonders gefreut habe ich mich über ein paar selbst gestrickter Socken, die mir von meiner Schwägerin mit den Worten überreicht wurden:

„Damit du beim Schreiben keine kalten Füße bekommst!“

Ihnen, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, danke ich herzlich, dass Sie so zahlreich erschienen sind und freue mich mit Ihnen auf die Komposition, die Carmen Daniela zum Abschluss spielen wird, eine echte Uraufführung, das erste musikalische Werk, das mir jemals gewidmet wurde.